Der Hausfreund.

Eine Zeitschrift für Gemeinde und Haus. Organ der deutschen Baptisten in Rußland.

Erscheint wöchentlich und kostet mit Zusendung im In- und Auslande jährlich 2.50 Rbl.; halbjährlich 1.30 Rbl. Inserate werden berechnet mit 10 Kop. für eine vierspaltige Petitzeile oder deren Raum.

Redaktions- und Expeditions-Adresse: J. A. Frey's Buchhandlung, Riga, gr. König-Straße Nr. 28. — Книжному магазину И. А. Фрей, больш. Королевская № 28, гор. Рига, Лифл. губ.

№. 3. Mittwoch, den 17. (30.) Januar 1907. 18. Jahrgang.

Die Seligkeit der Andacht.

Zu Dir empor, Immanuel,
Schwingt sich vom Staube meine Seel'
In sel'ger Andachtszeit.
Von allem Weltgetriebe fern,
Versenk ich mich in Dich so gern,
Du, meine Seligeit.
Ja in der sel'gen Andachtszeit,
Da wird die enge Brust so weit,
Da schmeckt man schon in dieser Zeit
Wie süß die Ruh' in Ewigkeit.

Mein Erbteil droben bei dem Herrn,
Winkt mir im Geiste schon von fern
In solchen Stunden zu;
Gerechtigkeit, mein Ehrenkleid,
Schau ich im Glanz der Herrlichkeit
In stiller Andachtsruh.

Es lauscht in sel'ger Andachtszeit,
Dem hehren Sang der Ewigkeit
Hienieden schon mein Ohr;
Und einst, wenn diese Hütte bricht
Und ich darf schauen Salems Licht,
Stimm' ich mit ein im Chor.

Die Offenbarung Johanni.

Kap. XI, 12—14. — Von J. G. Kargel.

„Steiget herauf!" war also erst die Abberufungsordre ihres Herrn. Sie waren in ihrer Treue in die tiefsten Tiefen, in die sie ihre Feinde stürzen konnten, d. h. bis in den gewaltsamen Tod hinuntergestiegen, doch sollten sie dadurch nicht verlieren, auch nicht der Herr; ihre Treue belohnt Er nun öffentlich, indem Er sie zur höchsten Höhe empor hebt. Gleich ihrem Herrn werden sie von einer Wolke in den Himmel emporgeholt und das im Angesicht aller ihrer Feinde. Es wird dies der einzige Fall sein, wo die Kinder dieser Welt Augenzeugen einer Himmelfahrt der Geliebten Gottes sein müssen, ob sie wollen oder nicht. Als Henoch vor der Sündflut hinweg genommen wurde, gab es kaum irgend einen Zeugen seiner Himmelfahrt, denn wir haben nur Gottes Zeugnis von derselben. Bei Elias war es sein treuer Diener und Nachfolger, der seinen Triumphzug mit anschauen durfte; unser Herr nahm seine Jüngerschar mit auf den Ölberg, aber kein Auge von den Kindern dieser Welt hat Seine Himmelfahrt sehen dürfen. Hier, bei den letzten Propheten vor der persönlichen Erscheinung unsers Herrn, dürfen auch deren Feinde und Mörder mit Furcht und Zittern das Nachsehen haben. Sie waren Gottes letzte Zeugen an die Menschheit und mit ihnen schliesst sich der Mund des Herrn, nur die Donnerschläge des Gerichts sollen hinfort reden; kein Ruf mehr zur Buße, kein Warten auf eine Umkehr tut der Herr kund, sie werden hingegeben gleich denen, welche die Sünde wider den Heiligen Geist getan haben und die Schalen des Zornes Gottes werden zubereitet um eine nach der andern über diese Erde auszuschütten. Und so dürfen wir diese für die Feinde Gottes und Seiner Knechte mit Augen gesehene Auferstehung und Himmelfahrt ebenfalls noch als zu dem letzten Zeugnis Gottes an diese Welt hinzunehmen. Das, was sie allezeit ableugneten, was sie lächerlich und als eine schön ausgedachte Fabel hielten, inbezug auf die alten Propheten Gottes und Christum Jesum selber, das müssen sie so mit erleben und mit Augen schauen, daß hinfort jeder Mund verstummen muß, der weiter zu leugnen bereit wäre. Doch, wird dieses gewaltige, sichtbare und mächtige Zeugnis jene von unsaubern Geistern besessene Welt irgendwie erschüttern oder überzeugen? Keineswegs, denn ein großer Teil der Menschheit wird bereits zu weit gegangen sein.

V. 13. „Und zu derselben Stunde ward ein großes Erdbeben . . . . erschraken und gaben Ehre dem Gott des Himmels." Dies ist das Siegel des Herrn, welches Er auf die Beendigung der Laufbahn dieser beiden Zeugen setzt. Er hatte sie gesandt, um von Ihm zu zeugen und Gericht zu üben an denen, die den Herrn verwarfen, und nun zeugt Er von ihnen und übt Gericht an denen, die sie geschmäht und getötet hatten. Die Zeitangabe bezüglich dieses Erdbebens zeigt ja so klar wie nur möglich, daß es in engster Verbindung mit diesen gen Himmel fahrenden Knechten Gottes steht, denn es geschah „zu derselben Stunde," in der sie den Schauplatz ihrer Arbeit verlassen. Wir lesen nicht, daß während ihres Zeugnisses Jerusalem ein besonderes allgemeines Strafgericht durch ihre Hand zugefügt worden wäre, wenn auch einzelne Menschen daselbst fort und fort gezüchtigt wurden; nun aber muß dies Sodom und geistliche Egypten in Summa empfangen, was bis dahin aufgehalten war vom Zorne Gottes. Gott kann abwarten, das sollte der Sünder nie aus dem Auge lassen; Er hat immer Seine Zeit die Rechnung bis auf Heller und Pfennig abzuschließen, keiner wird Ihm entrinnen. So mögen auch die Sünder zu Jerusalem sicher geworden sein, nachdem es ihnen gelang die Zeugen ungestraft zu töten und von ihnen selbst nach ihrer Auferstehung unbehelligt gelassen zu sein; doch als sie nichts mehr erwarteten, kam Gottes Donnerkeil, erschütterte die ganze Stadt und hunderte, ja wohl tausende von Häusern stürzen über ihren Häuptern zusammen, denn der zehnte Teil derselben wird vernichtet. Auch eine Anzahl der

verhärteten Sünder werden unter ihren eigenen Wohnstätten begraben.

„Sieben tausend Namen der Menschen werden getötet" heißt es, was jedenfalls mehr sagen will, als so viel einzelne Personen. Weder in der Offenbarung, noch sonst irgendwo in der Schrift wird von dem Untergange der Menschen in dieser Weise geredet. Vielleicht ist dies der Sinn, daß ganze Geschlechter oder Familien, die oft nach einem und demselben Namen genannt werden, dem Untergang geweiht wurden und somit deren Namen der Freveltaten ihrer Träger wegen gänzlich ausgerottet wurden, was jedermann auffallen und zum tiefen Nachdenken bringen mußte und das um so mehr, wenn diese Namen von Ruf und von Größe in dieser Welt sein werden.

Hierauf wird weiter bezeugt: „Und die andern erschraken und gaben Ehre dem Gott des Himmels." Die andern werden also den im Zorn dahingerafften gegenüber gestellt. Das schauerliche Ende jener macht sie bis in die Seele erzittern; ihre Herzen erbeben wie der Erdboden der großen Stadt und „gaben Ehre dem Gott des Himmels," d. h. dem **wahrhaftigen** Gott im Gegensatz zu ihren Götzen, welchen sie sonst hingegeben sein werden (Kap. 9, 20.21). Um die Ehre des Herrn handelte es sich bei der Sendung jener beiden Zeugen und sie werden in der schmachvollsten Weise mit Füßen getreten als Seine Boten frech hingemordet waren und man in Anlaß ihres Todes triumphierend Feste gefeiert hatte. Nun, der Herr erreichte die Wiederherstellung Seiner Ehre, aber nur mit zerschmetternden Zwang. Erst nachdem die Gerichte Gottes vernichtet und die Namen ihrer Herrlichen und Großen ausgetilgt, da rufen sie womöglich wie einst Pharao: „Das ist Gottes Finger." Ja, Ihm werden, Ihm müssen „sich beugen aller Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind"; nicht nur derer, die es gerne tun, sondern auch derer, die es nicht mögen. Allerdings ist das noch keine Buße und Umkehr, wenn Gottes gerechte Folter den Mund zum Bekenntnis öffnet und den Sünder vor Angst schreien macht. Es ist gewiß, solche Schreckensszenen werden sich noch in der Hölle und in der Qual wiederholen, wenn den Sündern offenbar werden wird, wie gerecht und heilig Der gegen sie handelt, Den sie frech und ohne nach Ihm zu fragen ihr Lebenlang für nichts geachtet haben. Daß dieses Ehregeben dem Gott des Himmels ganz ohne weitere Folgen d. h. ohne Begnadigung von Gott für diese andern bleiben wird, das bezeugt der ernste Schluß dieses Abschnitts in folgendem Verse.

V. 14. „Das andere Weh ist dahin; siehe, das dritte kommt schnell." Kein Zwischenakt des Erbarmens ist auf dies erzwungene und widerwillige Anerkennen Gottes von Ihm vorgesehen, denn Er weiß Jahrtausende vorher, was im Menschen ist und was sein wird in ihnen allen. Schnell soll das dritte Wehe dem eben abgeschlossenen zweiten folgen.

Aus dieser Schlußbemerkung über das zweite Wehe können wir erkennen, daß nicht nur die vier am Euphrat gebundenen und dann gelösten Engel samt den viel tausend mal tausend Reitern zu diesem Wehe gehören, wie sie Kap. 9, 12—21 uns gezeigt wurden, sondern auch der vom Himmel herabgekommene Regenbogenengel mit seinem Beginn der Besitznahme dieser Erde und das Meer und dann die auf ihn folgenden zwei Zeugen. Somit wird das zweite Wehe aus den Wirkungen der höllischen und himmlischen Kräfte entstehen, welche beide mit außerordentlicher Macht ihre übernatürliche Gewalt dieser Welt und besonders dem Menschen werden fühlen lassen. Dennoch wird sich die Menschheit auch darnach für Satans Macht entscheiden, auf dessen Seite treten oder richtiger auf derselben bleiben und darauf wird Gott dem Feinde noch einmal weiteren Raum gewähren, damit er seine satanische Absicht aufs höchste treibe und seine ihm ergebenen Helfer und Helfershelfer aus der eigenen nachfolgenden Erfahrung erkennen mögen, was es heiße, ihn, den Mörder von Anfang, zum Herrn über sich zu erwählen.

Der sterbende Tambour.

(Fortsetzung).

Des sterbenden Karls Mahnwort.

Fünf Tage nach der Amputation dieses lieben Jünglings ließ er mich rufen; an diesem Tage und durch ihn wurde mir zum erstenmal das Evangelium verkündigt.

„Herr Doktor," sagte er, „meine Stunde ist gekommen; ich erwarte nicht, noch einen Sonnenaufgang zu erleben, aber, dem Herrn sei Dank, ich bin zum Sterben bereit; aber ehe ich scheide möchte ich Ihnen von ganzem Herzen für ihre Güte danken, Herr Doktor, Sie sind ein Jude, Sie glauben nicht an Jesum, aber wollen Sie nicht hierbleiben und sehen, wie ich bis zum letzten Augenblick auf meinen Heiland vertraue?"

Ich versuchte zu bleiben, aber ich vermochte es nicht; ich hatte nicht den Mut, einen christlichen Jüngling sterben zu sehen, glückselig in der Liebe zu demselben Jesu, den zu hassen man mich gelehrt hatte. Deshalb verließ ich das Zimmer. Ein Wärter, welcher mir etwa zwanzig Minuten später folgte, und mich, das Gesicht mit der Hand bedeckt, in meinem Privatzimmer fand, sagte: „Herr Doktor, Karl Koulson wünscht Sie zu sprechen."

„Ich habe ihn eben noch besucht," entgegnete ich, „und kann nicht schon wieder zu ihm gehen."

„Aber, Herr Doktor, er sagt, er müsse Sie sprechen, ehe er sterbe."

Ich raffte mich auf, um ihn noch einmal zu sehen, um ihm vor seinem Tode noch ein letztes liebevolles Wort zu sagen; aber ich war fest entschlossen, mich von seinen Bemerkungen nicht im geringsten beeinflussen zu lassen, soweit dieselben seinen Jesus betrafen. Ich erkannte sogleich, daß sein Ende sehr nahe sei.

„Herr Doktor," sagte er, „ich habe Sie sehr lieb, weil Sie ein Jude sind, mein bester Freund den ich in dieser Welt habe, war auch ein Jude."

„Wer war das?" fragte ich.

„Jesus Christus," erwiderte er, „zu dem ich Sie noch führen möchte, ehe ich sterbe. Versprechen Sie mir, Herr Doktor, daß Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, niemals vergessen wollen!"

Als ich ihm das Versprechen gegeben, fuhr er fort: „Vor fünf Tagen, als Sie mir Arme und Beine abnahmen, betete ich zu Jesu Christo, daß Er Sie bekehren möchte!"

Diese Worte trafen das Innerste meines Herzens; ich konnte nicht verstehen, wie es möglich sei, während ich ihm die größten Schmerzen verursachte, alles um sich her zu vergessen, um nur an seinen Heiland und meine unbekehrte Seele zu denken. Alles, was ich erwidern konnte, war: „Ja, mein Junge, es wird alles gut werden!" Mit diesen Worten verließ ich ihn; zwölf Minuten später war er entschlummert und bei Jesu, seinem Herrn.

Hunderte Soldaten starben während des Krieges in meinem Hospital, aber ich folgte nur einem einzigen zum Grabe — dieser eine war Karl Koulson, der junge Tambour. Ich ritt drei Meilen weit, um seinem Begräbnisse beizuwohnen. Ich hatte ihn in einer neuen Uniform kleiden und in einem mit einer neuen Flagge der Vereinigten Staaten bedeckten Offizierssarg legen lassen.

Dieses lieben, sterbenden Burschen Worte hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich war zu jener Zeit

reich an irdischem Gut, aber ich würde jeden Pfennig dafür hingegeben haben, so zu Christo zu stehen, wie er. Das kann freilich nicht mit Geld erkauft werden, „denn der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn." (Röm. 6, 23.)

Monatelang konnte ich die Worte des lieben Knaben nicht los werden; sie tönten mir fort und fort in den Ohren. Jedoch in der Gesellschaft weltlicher Offiziere vergaß ich allmählich die Predigt, welche mir Karl in seiner Sterbestunde gehalten, konnte aber nie seine bewundernswürdige Geduld bei den heftigen Schmerzen, noch sein kindliches Vertrauen auf diesen Jesum vergessen, dessen Name zu seiner Zeit für mich nichts weiter als ein leeres Wort und eine Schmach war.

Der christliche Barbier.

Obgleich Gott durch den sterbenden Tambour so laut zu mir geredet hatte, kämpfte ich noch zehn Jahre lang mit dem Hasse eines orthodoxen Juden wider Christum. Da brachte mich Gott in Seinem Erbarmen aufs neue mit einem lebendigen Christen zusammen, der das zweite Werkzeug zu meiner Bekehrung werden sollte. Diesmal war es ein gläubiger Barbier.

Nach Beendigung des amerikanischen Krieges wurde ich mit der Inspektion einiger Militär-Hospitäler betraut. Eines Tages, auf dem Heimwege von einer Inspektionsreise, hatte ich einige Stunden Aufenthalt in New-York. Nach Tisch ging ich hinunter in die Barbierstube (welche, wie nebenbei bemerkt sei, in keinem bedeutenden Gasthofe der Vereinigten Staaten fehlt), um mich rasieren zu lassen. Beim Eintritt in die Stube war ich nicht wenig überrascht, ringsum an den Wänden sechzehn schön eingerahmte Bibelsprüche zu sehen, und gerade dem Stuhl gegenüber, auf dem ich Platz nehmen mußte, war die Inschrift zu lesen: „Bitte, fluchen Sie in diesem Zimmer nicht!"

Kaum hatte mich der Barbier eingeseift, als er auch schon anfing, mit mir von Jesu zu reden. Er tat dies in einer so herzgewinnenden Weise, daß ich, statt ihm böse zu sein, gespannt seinen Worten lauschte, und es war mir, als ob während er sprach, Karl Koulson, der junge Tambour, neben mir stände, der doch länger als zehn Jahre im Grabe ruhte. Ja, die Rede und das Benehmen des Barbiers gefiel mir so wohl, daß ich mir auch noch die Haare von ihm schneiden ließ. Auch während des Haarschneidens predigte er mir Christum und sagte, auch er sei ehedem weit weg von Ihm gewesen. — „Wir gingen alle in der Irre, wie Schafe, ein jeglicher sahe auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn." (Jes. 53, 6.) — Jesus spricht: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch Mich." (Ev. Joh. 14, 6.)

Seine Worte machten einen immer tieferen Eindruck auf mich, so daß ich schließlich ihn noch ersuchte, um nur desto länger bei ihm bleiben zu können, mir auch den Kopf zu waschen. Endlich schickte ich mich zum Aufbruch an, bezahlte meine Schuld, dankte ihm und sagte, ich müsse mit dem nächsten Zuge fort. Der Barbier schien jedoch nicht ganz befriedigt zu sein.

Es war ein bitter kalter Februartag, das Glatteis machte draußen das Gehen recht beschwerlich. Der gütige Barbier, dies wohl wissend, erbot sich daher, mich nach dem Bahnhof zu begleiten, obwohl derselbe nur etwa zwei Minuten entfernt lag. Als wir vor der Tür waren, faßte er mich sanft beim Arm und geleitete mich fast schweigend nach dem Bahnhof. Dort wandte er sich noch einmal an mich und sagte:

„Geehrter Herr, Sie sind mir fremd, und wundern sich gewiß, daß ich mit Ihnen über diesen mir so teuren Gegenstand so ernst geredet habe. Aber ich sah auf den ersten Blick, daß Sie ein Jude sind." Nach dieser Einleitung begann er wieder von seinem Herrn und Heiland zu reden, der für diese Welt und für die zukünftige sein bester Freund sei und bemerkte, er fühlte sich gedrungen und verpflichtet, wo Gott ihm Gelegenheit gebe, andere zu diesem Jesu zu führen. Ich blickte ihm hierbei ins Gesicht und sah, wie dicke Tränen über seine Wangen rollten. Es war mir unbegreiflich, wie dieser Mann, der vor wenigen Minuten zum erstenmal mich in seinem Leben gesehen, so tief um mich bekümmert sein könne, daß er sogar Tränen vergoß.

Ich sagte ihm Lebewohl, und als ich ihm meine Hand hinhielt, ergriff er sie mit beiden Händen, drückte sie leise, während ihm noch die Tränen in den Augen standen, und sagte: „Ach, wenn ich Sie darum bitten dürfte und Sie mir Ihre Karte geben oder Ihren Namen nennen wollten, so würde ich Ihnen das Versprechen geben, in den nächsten drei Monaten unaufhörlich Ihrer vor Gott zu gedenken. Und möge nun mein Christus Ihnen folgen, Sie beunruhigen und Ihnen keine Ruhe geben, bis Sie in Ihm sie finden und Ihn selbst kennen lernen, so wie ich Ihn kennen gelernt habe als den treuen Erlöser und als den Messias auf den Sie noch warten!"

Ich gab ihm wirklich meine Karte, dankte ihm für seine Aufmerksamkeit und sein Interesse für mich, fügte aber ziemlich spöttisch hinzu: „Ich fürchte, es hat nicht viel Gefahr, daß ich jemals ein Christ werde."

Er reichte mir nun auch seine Karte mit den Worten: „Wollen Sie mir nicht gütigst ein Kärtchen oder ein Brieflein schreiben, wenn Gott mein Gebet erhören sollte?"

„O gewiß," sagte ich ungläubig lächelnd, schüttelte ihm die Hand und stieg ein, dachte aber nicht im entferntesten an die Möglichkeit, daß schon 48 Stunden später Gott in Seinem Erbarmen mir die Augen geöffnet haben würde. Die Worte des Barbiers hatten aber einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Fortsetzung folgt.

Abschied.

(Nach Meld.: Die Gnade sei mit allen.)

„Ade! Auf Wiedersehen!"
So rufen wir euch zu,
Bis zu den sel'gen Höhen,
Bis zu der ew'gen Ruh'!

Und seh'n wir uns noch wieder,
In diesem Tränental,
Dann singen wir die Lieder,
Dem Herren überall!

Herr, bleib' bei diesen Lieben!
Auch uns, verlasse nicht!
Das sie hier, und wir drüben,
Eingehn zum ew'gen Licht!

Leopold Scheffler, Pabianice.

Professor Tholuck,

ein Kirchenvater des 19. Jahrhunderts.

(Fortsetzung).

Beim alten Baron.

Die Jahre 1817 und 1818 sind für Tholucks Leben entscheidend gewesen und zwei Greise hatte Gott dazu ausersehen, den hochstrebenden Jüngling aus der Irre seiner eigenen Wege herum- und zurecht zu bringn, den Prälaten Dietz und den Baron Kottwitz. Da aber beide in Berlin wohnten und nicht in Breslau, mußte der junge Tholuck erst nach Ber-

lin geführt werden. Das war nicht so einfach, denn damals reiste man noch nicht mit Dampf, sondern mit der Postkutsche, langsam und viel zu kostspielig für den Beutel des armen Studenten. Da mußte sein altes Steckenpferd, das Studium der orientalischen Sprachen, als Vorspann dienen. Denn in dem fernen Orient mit seiner Mystik oder religiösen Geheimlehre hoffte er die Lösung aller Lebensrätsel zu finden.

Als er nun vernahm, daß der Prälat von Dietz in Berlin der beste Kenner jener Sprachen sei und reiche Bücherschätze besitze, war sein Entschluß gefaßt: Er wollte zu ihm, um dort gleichsam an der Quelle weiter zu studieren. Nach ernstem, stundenlangem Gebete glaubte er das göttliche Amen für seinen Plan zu vernehmen: „Ich war gewiß, Dietz würde mich bei sich behalten. Ich packte und siegelte alle meine Sachen, als plötzlich dem Kaufmann, mit dem ich reisen sollte, der Paß verweigert wird und er bleiben muß. Nun schien alles zerschlagen. Aber nein! Jener, selbst nicht wohlhabend, borgt sich 25 Taler und gibt sie mir für die Reise, die ich allein machen sollte. Hier war Gottes Finger! Ich, ein armer, unbekannter Jüngling, reise mit diesem Gelde allein im Winter nach Berlin und komme daselbst den 12. Januar (1817) an. Gleich den Morgen, da ich ankam, kleidete ich mich an. Ich dachte mir einen freundlichen, treuherzigen Greis ohne alle Komplimente."

Mit großer Angst zog Tholuck die Klingel, um von dem Bedienten zu hören, daß der Herr von Dietz seit zwei Monaten krank sei und keinen Besuch empfange. „Ist er durchaus nicht zu sprechen?" „Ich darf niemanden anmelden." Da packte den Jüngling wiederum die Verzweiflung. „Also doch kein Gott!" schreit er innerlich auf und wendet seine Schritte zur nahen Brücke, unter der das Wasser gurgelnd dahinschießt. Aber der erschrockene Diener ruft ihn zurück und übernimmt es, dem Prälaten wenigstens einen Brief einzuhändigen. Bald steht Tholuck vor der mächtigen Gestalt, die ihn mit Donnerstimme anherrscht: „Der Brief ist von Ihnen geschrieben? Lesen Sie vor, ich muß meine Augen schonen!" „Ich wäre dankbar, wenn Sie sich selbst bemühen wollten," stotterte Tholuck. „So blasse Tinte kann ich nicht lesen," wettert die Hünengestalt nach erneuten vergeblichen Versuchen. „Lesen Sie vor. — Nur nicht weinerlich!" heißts nach einer Weile, das kann ich garnicht leiden." Der Brief ist längst verlesen, als der Prälat endlich losbricht: „Junger Mann, Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch! Aber ich glaube, die göttliche Vorsehung hat Sie zu mir geführt. Mein bisheriger Vorleser ist schwer erkrankt. Sie sind der Sprachen zum Teil mächtig, so können Sie an seine Stelle treten. Aber Sie sind ein sehr seltsamer junger Mensch!"

Daß Gottes gnädige Vorsehung ihn geführt, merkte auch Tholuck je länger, desto mehr. Nicht nur an der unverdienten Liebe, mit der ihn der Prälat behandelte, noch mehr vielleicht an dem einfältigen Glauben, den dieser grundgelehrte Mann allen Lehren der Bibel entgegenbrachte. Das war ihm in jener Zeit des blühendsten Rationalismus noch nicht vorgekommen. Zum ersten mal erkannte Tholuck, daß christlicher Glaube und Wissenschaft keine Gegensätze sind, sondern gar wohl zusammenstimmen, daß der Glaube kein Ergebnis des Denkens, sondern eine Tat innerster Entschließung, eine Hingabe von Herz und Willen sei. Denn Dietz war früher auch im Rationalismus dahingegangen. Aber in Konstantinopel, wo er mehrere Jahre als Gesandter tätig war, hatte ihm die unbedingte Unterwerfung der Muhamedaner unter dem Koran tiefen Eindruck gemacht, so daß er sich seiner bisherigen Gleichgiltigkeit gegen die Bibel gründlich schämte. Er begann sie mit heiligem Ernst zu studieren, bis er zum völligen Glauben durchdrang, den er fortan mit Wort und Wandel allenthalben ungescheut bekannte, ganz besonders in seiner letzten Krankheit, der Wassersucht, die den alten Herrn so schwer plagte, daß er oft weder liegen noch sitzen konnte. „Lebe ich, so lebe ich dem Herrn", bezeugte er mit stockendem Atem, „sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn! Ich habe vorige Woche das heilige Mahl des Herrn empfangen, zur Stärkung in der innigen Verbindung mit meinem Heiland." Am Ostermorgen 1817 ging er, von Tholucks Arm gehalten, zu seines Herrn Freude ein.



„Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch!"

Es war das erste mal, daß dieser an dem Sterbebett eines gläubigen Christen stand. Was er hier erlebt hatte, das grub sich unauslöschlich in sein empfängliches Gemüt ein, dem dachte er nach in den stillen Nächten, da er die Leichenwache bei seinem väterlichen Wohltäter hielt. Die unverwelkliche, unvergängliche Hoffnung, zu der die Gläubigen wiedergeboren werden durch die Auferstehung Jesu Christi, hier war sie so handgreiflich vor seine Seele getreten, daß alle Zweifel verstummen mußten. Waren die letzten Monate des Zusammenlebens mit Herrn von Dietz ihm eine lebendige Predigt gewesen von der Vatertreue seines Gottes, diese letzten Sterbetage zeugten noch gewaltiger von dem Lebensfürsten Jesu Christo, der dem Tode die Macht genommen, der Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat.

Gottes Freundlichkeit hatte auch dafür gesorgt, daß Tholuck diese tiefen Eindrücke still in sich verarbeiten konnte. Denn er durfte nach dem Testament des Verstorbenen noch den ganzen Sommer hindurch in dessen Landhaus verleben. Das war ein Aufenthalt so recht nach dem Herzen des schwärmerischen Jünglings, und wenn er an Sommerabenden, im Mondschein durch die stillen Gartenwege wandelnd, seinen Gedanken nachhing, die hohe Gestalt in den geblümten türkischen Kaftan gehüllt, den ihm sein Wohltäter noch geschenkt, so konnten wohl die Nachbarn meinen, der alte Herr spuke selbst noch umher.

Daß Tholuck übrigens die schöne Sommerzeit nicht in träumerischem Müßiggang verbrachte, wird sich der geneigte Leser schon selber sagen. Er kaufte die günstige Gelegenheit aus, die große Sammlung alter, morgenländischer Handschriften, welche sein Gönner hinterlassen hatte, gründlich durchzuarbeiten. Daneben hörte er fleißig theologische Vorlesungen. Denn so weit hatte der Einfluß des heimgegangenen Prälaten sein Gemüt schon umgestimmt, daß er sich entschlossen hatte, Theologie zu studieren. Dennoch wußte er die Zweifel, welche immer wieder auf ihn einstürmten, nicht zu bannen. Ebensowenig gelang das der Predigt des frommen Jänicke, Pastor an der Betlehemskirche, noch der Unterweisung der gelehrten Herrn Professoren, obgleich zu jener Zeit in Berlin ganz hervorragende Männer lehrten, wie Schleiermacher, Neander und Marheineke, dieses glänzende Dreigestirn, dessen Glanz viele Dünste und Wahngebilde des alten Rationalismus zerstreute.

Aber kein Pfarrer und kein Mann der Wissenschaft war von Gott berufen, diesem Saulus die Decke von den Augen zu nehmen, sondern ein schlichtes, frommes Gemeindeglied, wie es weiland Ananias von Damaskus gewesen. Es war der Baron von Kottwitz, der „alte Baron“, wie er in ganz Berlin hieß. Diesem, seinem geistlichen Vater in Christo, ist Tholuck lebenslang in unauslöschlicher Dankbarkeit verbunden geblieben, ihm hat er in seinen Schriften ein bleibendes Gedächtnis gesetzt. Merkwürdig! und doch eigentlich ganz natürlich! Auch bei Kottwitz, gerade wie bei Dietz, war es nicht die Beweiskraft der lehrhaften Unterweisung, welche Tholucks unruhigen, zweifelsüchtigen Geist überwand und gefangen nahm, sondern vielmehr die Beweisung des Geistes und der Kraft in der ganzen Persönlichkeit dieser Männer, in ihrem Leben und Tun. „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“ spricht der Herr und dieses Kennzeichen echter Jüngerschaft zeigte sich beim alten Baron in ganz besonderem Maße. Er hatte seine ganze Kraft und Zeit, dazu sein beträchtliches Vermögen in Jesu Dienst an den Armen und Elenden gestellt, zuerst in seiner schlesischen Heimat bei den armen Bewohnern des Riesengebirges, dann seit dem Unglücksjahr 1806, — in Berlin, wo er in einer verlassenen Kaserne arme Leute aufnahm und versorgte.

Der berühmte Philosoph Fichte besuchte ihn einst in jener Kaserne, und bald kam das Gespräch aufs Gebet. Fichte sagte in stolzem, abweisendem Tone: „Das Kind betet, der Mann will!“ „Ach, lieber Herr Professor,“ entgegnete der Baron bescheiden, „ich habe 600 arme Leute zu versorgen und weiß oft nicht, woher ich von einem Tag zum andern das Brot für sie nehmen soll. Da weiß ich mir denn nicht anders zu helfen, als indem ich bete.“ Der gelehrte Philosoph verstummte. Tränen traten ihm in die Augen, als er bekannte: „Ja, lieber Herr Baron, so weit reicht meine Weisheit nicht.“ — Als er aber dann 1813 mit vielen Hunderten seiner Schüler für Deutschlands Befreiung zu den Waffen griff, bestimmte er keinen andern zum Vormund für seinen Sohn als — den alten Baron.

Zu diesem echten Jünger sandte der Herr nun Tholuck hin, um ihn von der geistigen Blindheit zu kurieren. Denn Tholuck war wohl nicht mehr ein schnaubender Saulus, aber es hing ihm noch immer eine Decke vor den Augen, daß er nicht erkennen konnte die Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. — Wann diese entscheidende Kur begann, das wissen wir nicht genau. Es kommt auch nicht auf den Tag an. Doch wird es gegen Ende 1817 gewesen sein.

Um so besser kennen wir Art und Erfolg der Kur, denn der Patient hat uns selber darüber berichtet. In seinem berühmtesten Buche: „Die wahre Weihe des Zweiflers“, schildert er den Baron unter dem Namen „Vater Abraham“. „Als ich das erste mal hinkam, waren noch einige jüngere Brüder gegenwärtig und in ihrer Mitte sitzend, erschien mir der greise Jünger ganz eigentlich als Patriarch. Was ich hier empfand, das fassen menschliche Worte nicht, denn es floß von einer höheren Region aus. Es ging gleichsam wie ein mildes, heiliges Weben von dem Jünger aus und verbreitete sich über alle Gegenwärtigen. Ob über heilige Gegenstände gesprochen wurde oder über gewöhnliche, war ganz gleich. Es war alles geheiligt, denn es ward alles als vor der Gegenwart des nahen Unsichtbaren geredet. Es wechselte auch Ernst und kindlicher, unschuldiger Scherz, den der Greis selbst liebte. Doch war der Scherz nur das fliehende Gewölk an dem tiefblauen, ruhigen Himmelsgrund.

Nach dem Gespräch von einigen Stunden erhob er sich und forderte zu einem Spaziergang auf. Wir gingen. Wie Glockengeläute tönten die Gespräche in meinem Innern nach, überwältigt rief ich aus: „Ist dies die Beseligung christlicher



Tholuck mit Baron Kottwitz.

Gemeinschaft schon hier auf Erden, soll denn die Seligkeit bei ihm noch größer sein?“ Der Jünger nahm meinen Arm und schien sprechen zu wollen, doch blieb er schweigend und unter heiligem Schweigen gingen wir neben Kornfeldern der immer tiefer sinkenden Abendsonne entgegen. Mein Gedanke war: „O du heiliger Patriarch, daß ich, daß jeder Jüngling so könnte an deinem Arme der ewigen Sonne sicher entgegen wandeln!“ Endlich konnte ich dem überwältigenden Gefühl nicht widerstehen, ich umarmte den erhabenen Mann und rief aus: „O wie selig muß meine Seele sein, wenn sie bis zu dieser Vollendung gereift ist, wie Sie sind, mein Vater!“ Da ward sein Gesicht ernst, in seinen Augen glänzte Wehmut und Würde. „Mein Geliebter“, sprach er, „lassen Sie sich nicht durch die erste Bruderliebe täuschen, damit Sie nicht schmerzlich enttäuscht werden. Sie haben gemeint, in der christlichen Gemeinschaft die fleckenlose Braut des Herrn zu finden, und meinen, daß Sie derselben heute wirklich begegnet sind. Ja, wer möchte leugnen, daß, wo der Herr ist, auch das Wehen seines Geistes zu verspüren sei. Auch heute war Er mitten unter uns, aber auch der geheiligte Mensch bleibt Mensch. Soll ich Ihnen von mir bekennen, so habe ich nichts zu sagen, als daß ich ein Sünder bin, der aus Gnaden selig werden will. Meine Heiligung ist das tägliche um Vergebungbitten, darunter das stolze Herz immer weicher wird und der hohe Geist immer kleiner.“

Mit wahrhaft prophetischem Geiste schaute dann der Greis in naher Zukunft einen geistigen Auferstehungsmorgen für de Christenheit anbrechen, da wenige sein würden, die nicht christlich genannt sein wollten, und gab Tholuck ein untrügliches Erkennungszeichen, um die Geister zu unterscheiden. Als einst die christlichen Britten im Zweifel waren, ob sie den von Rom gesandten Bischof Augustinus als Gottesmann anerkennen sollten, habe ein alter Einsiedler ihnen als Kennzeichen dafür die Demut genannt. „O, mein Teurer, ein

sichereres Kennzeichen gibt es nicht, als tätige Demut und Liebe. Wo sie diese finden, da fragen Sie nicht nach dem Pilgerkleide des Bekenntnisses, in dem der Christ durch diese Erde wallt. Er wird es ablegen mit diesem Leibe. Aber die Liebe und Demut werden bis hinüber bleiben. O, wenn ich nicht mehr hienieden sein werde und Sie, mein Teurer, in der bessern Zeit stehen werden, mögen dann diese meine schwachen Worte Ihnen erinnerlich werden und Sie leiten!"

An der Hand seines väterlichen Führers und Beraters machte Tholucks inneres Leben gute Fortschritte, dazu nahm ihn der treue Gott, der wohl wußte, was seinem Jünger not war, wiederum in eine strenge Leidensschule.

(Fortsetzung folgt).

Dies und Das.

Meine Seereise habe ich mit dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" begonnen, auf dem neuen Dampfer York fortgesetzt und vollendet. Nach den traurigen Ereignisse gestern Abend den 8. 21. Nov. wurde unter den Passagieren große Mißstimmung. Die gemachten Pläne waren durchkreuzt und die Hoffnung auf Landung, vor einer Woche, getäuscht. Zuvor hörte ich öfter Tag und Stunde bestimmen, wenn wir in New-York sein werden. Ich setzte gewöhnlich hinzu: „So Gott will." Wir hatten viele heimreisende Amerikaner an Bord des Schiffes, die zum Danksagungstage den 29. Nov. zu Hause sein wollten. Dieser Tag ist ein Festtag für Amerikaner. Das Wetter war während der fünf Tage, wo wir im Hafen auf unserm Schiff harren mußten, sehr angenehm. Die Sonne schien so freundlich, daß unwillkürlich eine bessere Stimmung wurde. Hätte ich einen zuverlässigen Flugapparat gehabt, wäre ich auf einige Tage in mein Heim und einen Sonntag zur Gemeinde, um die Erfahrungen am Anfang meiner Reise mündlich mitzuteilen. Das ging nicht und wartete mit den Andern. In dieser Wartezeit umkreisten die Franzosen mit ihren Torpedobooten und kleinen Fahrzeugen unsern Dampfer fleißig und zeigten keine Trauer, daß „Kaiser Wilhelm der Große" in ihrem Hafen getroffen, ruhig liegen mußte. Ihre Besuche boten uns auch Abwechslung. Der Hafen von Cherbourg ist wohl, außer Venedig, für Schiffe einer der schönsten in Europa. Von der Direktion aus Bremen kam bereits täglich neue Botschaft, wie wir erlöst werden sollten. Wir litten keine Not und wurden mit Mahlzeiten gut versorgt. Der N. D. Lloyd hatte durch diesen Aufenthalt an uns nicht vielen Gewinn, wohl aber durch das Ereignis mehr als eine Million Mark Schaden ohne den Verlust, den der englische Dampfer hatte. Wer hate die Schuld? Nun, das ist nicht meine Sache zu urteilen und würde es nicht richtig treffen, obwohl ich dem Ereignisse mit Spannung zusahe. Urteile gab es viele. Auf verschiedene Weise suchten die Leute die Zeit zu vertreiben. Mir fehlte es nicht an Arbeit. Tausende Werst blickte ich rückwärts, wie der vorige Bericht zeigte; hatte auch Zeit mit Leuten vom Ewigen zu sprechen. Am Freitag Abend hielt ich wieder im großen Saale eine Ansprache über Siege des Evangeliums in einigen Ländern. In diesen Tagen besuchte ich zweimal die Unglücksstätte unseres Schiffes, hatte auch Gelegenheit, das Schiff in den Maschienenräumen, wie die Kohlenbehälter zu durchwandern. Unser Schiff braucht zu einer Reise an Feuerung für die Maschienen über einhundert Eisenbahnwagenladung Kohlen. Die Maschienen haben bis dreißigtausend Pferdekraft. Einhundert und vier Feuer brennen bei voller Fahrt. Eine weitere Beschreibung des Schiffes unterlasse ich. Am Sonnabend wie es Nacht war, kamen die Dampfer St. Paul und Lorraine, die Leute mitnahmen. Am Sonntag kam der Dampfer York von Bremerhaven, der die erste Reise machte und die größte Zahl Passagiere aufnahm, weil er besonders dazu gesandt war. Sonntag Nacht bis Dienstag früh vor zwei Uhr wurde die Ladung umgesetzt und dann fuhren wir ab. Wir hatten ein gutes Schiff. Viele Passagiere mit mir bekamen die erste Klasse ohne Zuzahlung, hatten gute Verpflegung und kamen, wenn auch nach stürmischer Fahrt, am Abend, den 24. Nov. 7. Dez. wohlbehalten in New-York an. Wir waren siebenzehn Tage auf dem Wasser. Den Rest unserer Leute brachte vier Tage später der Dampfer „Rhein" hier an. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Des Herrn Name sei hochgelobt! Allen Lesern sende ich herzliche Grüße. Meine Adresse bleibt für Wertsachen wie früher Riga und für einfache Briefe bis auf weiteres:

S. Lehmann, New-York City, Nr. 4 State Str.



Gemeinde.

Großartig waren die Umwälzungen in unserem Vaterlande im vorigen Jahre. Manches Schlechte ist daraus entstanden, aber auch manches Gute nahm daraus seinen Anfang. Zu dem letzteren gehört besonders die Freiheit, das Wort Gottes unter unsern russischen Nachbarn zu verkündigen. Schön ist es, wenn deutsche Brüder ausgehen und das Evangelium predigen an solchen Stellen, wo man noch nie etwas von der rettenden Sünderliebe gehört hat. Aber ein Mangel ist dabei doch. Die Russen stehen einem Deutschen immer fremd gegenüber und haben zu ihm nie das Zutrauen, welches sie einem ihrer Brüder nach dem Fleische entgegenbringen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß ein geborener Russe besser die Banden kennt, in denen das Volk liegt, und folglich auch besser sie lösen kann. Es ist nötig, daß man Arbeiter in den Weinberg des Herrn sende; gut ist es, wenn deutsche Brüder hingehn können, aber noch besser ist es, wenn die Botschaft von geborenen Russen ausgetragen wird. Zwar haben wir schon etliche, die sich diesem Werke weihen, aber ihrer sind zu wenig für das große Reich mit den Millionen. Einer der Boten, die in letzter Zeit hier im Süden bekannt geworden sind, ist der liebe Br. Jegor P. Renenko, der vieles für den Herrn tut. Der Schreiber dieses hat mehrere Tage zu seinen Zuhörern gezählt und ist mit ihm in Dörfern gewesen, in welchen so lange noch nie ein Prediger des Evangeliums gewesen war. Den Bewohnern waren Prediger einer andern Freiheit, als die in Christo, mehr bekannt, und verhielten sich stellenweise feindselig. An einer Stelle (bei der Station Konstantinowka) wurde der liebe Bruder sogar festgenommen, jedoch nach einem Verhör vor der Polizei gegen den Willen des Poppen freigelassen. Ja, wo man anfangs kein Ohr für die Wahrheit zu haben schien, dankte man ihm am Schlusse. Auf einigen Stellen kam es soweit, daß Sünder zusammenbrachen, und wir die Freude hatten, mit ihnen zusammen beten zu dürfen. Aber ich als Augenzeuge kann bezeugen, wie schwer die Arbeit ist, und daß sie nicht ohne zwei wichtige Dinge zu betreiben ist. Und dieses wären: Gebet und Geld. Daß man ohne Geld in unserer Zeit nicht leben und auch nicht reisen kann, ist jedermann verständlich. Aber schade ist es, daß so wenige daran denken. Aber — und mit diesem zweiten möchte niemand von dem ersten loslösen — noch wichtiger ist das Gebet. Wenn man diese Evangelisationsarbeit mit dem Kampf gegen die Amalekiter vergleicht, so taten die Waffen der Streiter (Geld) viel, aber der Sieg kam doch durch Moses betende Hände. O daß wir alle immer mit vollen, aufgehobenen Gebetshänden vor Gott erschienen, dann würde bald mehr Leben aus dem Tode wachsen. Dieses wünscht allen Lesern von Herzen

Karl Fuhrmann.

Eine gesegnete Reise in der Krim hat Br. Philipp Roth gehabt, wie wir einem Schreiben entnehmen, und hat viele einzelstehende Geschwister besuchen und erfreuen können, hat

auf mehreren Stationen das Evangelium verkünden können, und man hat das Wort gerne aufgenommen. Nach längerer Reise ist Br. Roth über Odessa wieder glücklich heimgekehrt. Der Herr möge den ausgestreuten Samen Seines Wortes segnen.

Zwei Opfer.

Der Trunksucht verfallen, welch' trauriges Loos,
Dein Kindlein verhungert im Mutterschoß,
Nicht Mitleid noch Reue empfindst Du jetzt,
Das Böse zur Roheit dich zwingt und hetzt.

Dein Weib, das Du früher geliebt und geehrt,
Schlägst Du, weil es nicht des Essens entbehrt,
Es bittet und fleht, Du hörest es nicht,
Vor Kummer und Sorge das Herz ihm bricht.

Gar viele heut' jubeln vor Freude und Lust,
Mit Weihnachtsklängen gefüllt jede Brust;
Und auch in der ärmsten Hütte im Land,
Wo Frieden nur wohnte, ein Christbaum stand.

Bei Dir doch zu Hause nur Elend und Qual,
Nur Dich trifft die Schuld, denn Dein ist die Wahl,
Du weisest den Retter und Helfer zurück
Und lobest Dein Laster, Dein grausam Geschick.

Es harrt der Erlösung Dein Weib und Kind,
Vor Kälte erstarrt sie beide sind
Drauf ein Engel in blendend weißem Gewand
Voll Güte und Lieb' auf der Schwelle stand.

Er sprach: „O Weib, Du leidest große Not,
Ich bringe Dir den frühen schnellen Tod."
Und viele Englein hielten Wacht,
Sie sangen leis': „Still' heilige Nacht."

Voll Reue jetzt stehst Du allein, doch zu spät
Hältst Einkehr am Sarge im frommen Gebet,
Lebendig begraben hast Weib Du und Kind
Ein Mörder, wie's viele andere sind.

F. P.

Eine gute Schuldenmahnung.

In einem amerikanischen Blatt, „Demokrat", machte der Herausgeber folgende Anzeige: „Gestorben. Ein junger Freund von uns, Namens Braun, früher in La Crosse, neuerdings in New-York ansäßig, ist tot. Er borgte vor vier Wochen fünf Dollars von uns und versprach, sie in eine Woche zurückzuzahlen, wenn er am Leben bleibe. Da er ein Mann von Wort war und seither nichts von sich hören ließ, muß er natürlich tot sein. Er war ungefähr 25 Jahre alt und Demokrat." Vielleicht wurde er durch seine Todesanzeige wieder lebendig.

Glaubensstärkung.

Der Inspektor der Diakonissen-Anstalt „Bethanien-Verein" in F. teilt unter anderem folgendes mit: Eine unserer Schwestern pflegte in einer armen Familie, bei bescheidenen Leuten. Mittags kam sie heim und teilte mit, daß die Leute kaum noch zu Mittag zu essen hätten. Wir fühlten inniges Mitleid mit ihnen, und mußten uns fragen: können wir nicht helfen? Doch unsere Kasse war leer, nicht aber Gottes Schatzkammer. Ich wurde erinnert an das Wort Jesu: „Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun" (Mark 14, 7). Dies Wort trieb mich zum Gebet: „Herr, gib uns Mittel, denn wir wollen den Armen Gutes tun." Und Gott erhörte. Noch am gleichen Nachmittag wurden jene Leute mit Nahrung für denselben Tag und für die nächste Zeit versorgt. Aber noch mehr. Am Abend kam eine liebe Christin, übergab mir ein Papier mit der Bemerkung: „Sie werden darin lesen, wofür es ist." Bei der Abendandacht öffnete ich es und fand 50 Mk. „für Arme"; selbstverständlich mußte ich den Schwestern mitteilen, wie Gott sobald mein Gebet erhört, und über Biten getan.

Bedürfnisse erwecken.

Um den Menschen zu heben, muß man das Gefühl von neuen Bedürfnissen bei ihm wecken. In großem Maße wirkt dieses das Christentum. Dadurch wird in der Seele eine Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott und Gottes Kindern geweckt — eine Sehnsucht, Umgang mit Gott zu pflegen im Gebet, seinen Willen zu erkennen und ein heiliges, Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Es weckt Bedürfnisse, deren Befriedigung eine selige Arbeit ist; Bedürfnisse, die uns lehren, daß ein sündiges Leben voll Sehnsucht, Haß und Sorgen, das christliche dagegen voll von Wahrheit, Liebe und Zufriedenheit ist; Bedürfnisse, die uns antreiben, ein neues, besseres, edleres Leben zu führen; Bedürfnisse, die geeignet sind, uns von der Welt und ihrem eitlen Tand loszureißen und an das Himmlische zu fesseln.



Lodz. Die Arbeitermassen ohne Verdienst erregen die Besorgnis der Administration, die beschlossen hat, durch Abschieben der unruhigsten Elemente die gespannte Lage zu verbessern. In den letzten Tagen sind schon hunderte von Arbeitern abgeschoben worden; da jedoch die hungernden Massen nach zehntausenden zählen, so kann auf diesem Wege die durch die Aussperrung geschaffene kritische Lage nicht beseitigt werden.

Odessa. Die Wichsefabrik der Gesellschaft Jaquot ist niedergebrannt; der Schaden beläuft sich auf 400,000 Rubel. In der Fabrik arbeiten 500 Personen. — Die strengen Fröste dauern an. Der Dampferverkehr stößt auf Schwierigkeiten; einige Dampfer sind im Eise stecken geblieben, andere sind von ihren gewöhnlichen Touren garnicht zurückgekehrt. In der Stadt hat man mehrere Erfrorene, im Flecken Pokrowskoje sogar ihrer 15 gefunden.

Tiflis, 19. Januar. Auf der Station Ambaschla wurde am 10. Januar ein starkes Erdbeben verspürt; einige Baulichkeiten der Station sind beschädigt worden. Aus verschiedenen Orten des Landes laufen Nachrichten über Schneestürme ein, die von starkem Frost begleitet sind.

Triest, 24. (11.) Januar. Hier sind 12 Grad Kälte, was seit 1869 nicht beobachtet worden ist. Schulen und Theater sind geschlossen.

Rom, 24. (11.) Januar. In Italien ist eine außergewöhnliche Kälte eingetreten; in Rom und Neapel hat ein reichlicher Schneefall stattgefunden. Die von Rom nach Neapel gehenden Züge sind durch Schneeverwehungen aufgehalten worden; stellenweise ist der telegraphische und telephonische Verkehr unterbrochen.

Haag, 23. (10.) Januar. Die Küste der Insel Simalu (westlich von Sumatra) ist vom Meere überflutet worden. 1500 Personen sind ertrunken. Täglich wird starkes Erdbeben verspürt. Der Gouverneur hat sich mit dem medizinischen Personal dorthin begeben, um der Bevölkerung Hilfe zu leisten.

Was das Erdbeben in Kingston verschonte, vernichteten alsbald Brände und Wirbelstürme, und jetzt vollenden gierig emporquellende Fluten das grausige Zerstörungswerk. Man depeschiert, daß Kingston allmählich versinke. Große Löcher und Spalten bildeten sich, und einige davon seien hundert Fuß tief. Die Batterieen verschwanden in acht Fuß tiefem Wasser und Wasser sprudelt unaufhaltsam an verschiedenen Stellen durch die Trümmer. Die Anott-Bay wurde durch eine Flutwelle überschwemmt. Hunderte von Leichen werden noch immer in Kingston geborgen; es ist unmöglich, die Zahl der Toten zu schätzen. Die Luft ist vom Gestank verbrannten Fleisches erfüllt. Ueber die Ursache der Katastrophe herrscht auch jetzt noch nicht Klarheit in Kingston. Es verlautet, daß ein längst für erloschen gehaltener Vulkan im Innern der Insel wieder Feuer speie. Man glaubt, daß dadurch das Erdbeben veranlaßt wurde.

Sidny, 21. (8.) Januar. Am Sonnaben sind drei Viertel der Stadt Cooktown in Queensland (Australien) von einem Orkan zerstört worden.

Eine Botschaft Roosevelts. Präsident Roosevelt ließ dem Kongreß eine Sonderbotschaft zugehen, in welcher er darauf hinweist, wie sehr es wünschenswert sei, den amerikanischen Schiffahrts- und Handelskreisen auf dem Wege der Gesetzgebung beim Bau großer Schnelldampfer und bei der Einrichtung schneller Dampferlinien nach Südamerika und dem Orient Unterstützung angedeihen zu lassen. Roosevelt erklärt, daß es hierauf ganz besonders durch die Erfahrungen, die Staatssekretär Root auf seiner Rundreise in Südamerika gesammelt habe, aufmerksam gemacht worden sei. Aus diesen Erfahrungen ergebe sich, daß dieses große Land im Süden, das eigentlich mit den Unionstaaten in engsten Handelsbeziehungen stehen müßte, kaum einen direkten Verkehr mit den Unionstaaten habe, da dessen Handelsbeziehungen sich fast nur auf Europa beschränkten. Das dem Kongreß vorgelegte Gesetz sei in keiner Weise ein Versuch, sondern auf ausgezeichnete Erfahrungen gestützt, so z. B. auf Kontrakt, den die englische Regierung kürzlich mit der Cunardlinie abgeschlossen hat. Der Würde der Vereinigten Staaten entspreche es nicht, den Großhandel mit dem Orient ihren Handelskonkurrenten zu überlassen. Südamerika müsse dem Großhandel der Vereinigten Staaten gewonnen werden.

Hungersnot in China. Dem Bureau Reuter ging ein vom 16. (3.) Januar datierter Spezialbericht aus Schanghai über die Lage in dem chinesischen Hungersnotgebiete zu. Hauptmann Kirton, der Vertreter des ausländischen Unterstützungskomitees, berichtet, daß der Ausbruch von schwarzen Pocken dazu zwang, das Hungersnotlager bei Tsinkiangpu abzubrechen. 300,000 mittellose Leute wurden erbarmungslos daraus verjagt. Es spielen sich auf der ganzen Straße herzzerreißende Szenen ab. Die meisten der Hungernden zeigten allerdings stoische Resignation. Der englische Korrespondent ist davon überzeugt, daß aus diesem Lager allein etwa eine Viertelmillion Menschen umkommen würden. Bei Antung würden wohl 400,000 Menschen ihr Leben einbüßen. Die von der Regierung dort getroffenen Maßnahmen seien kindisch und vollständig wertlos.

Bücher Tisch.

Im Verlage J. G. Oncken Nachf. in Kassel sind erschienen zwei weitere Nummern der Jugendheim-Bibliothek Nr. 36 u. 37: **Hans Friedleins Myrtenstöcklein.** Frei nach dem Englischen von Lina Wittmann.

Des alten Fischers Fund. Mit Erlaubnis des Herausgebers der „Pettmann Popular Stories" übersetzt von Lina Harnisch.

Beide Erzählungen sind illustriert und guten Inhalts, und können wir sie bestens empfehlen. Sollten in keiner Schulbibliothek fehlen.



Briefkasten.

L. Scheffler. Gewiß können wir d. „Hausfr." u. d. „Jugend-Warte" auch nach Amerika schicken. Werden tun nach Ihrer Aufgabe.

Chr. Welk. Ihre Sendung von R. 31.93 für d. Hsfr. haben erhalten. Die Exp.

Ist Fr. Laßmann Mitglied unserer Gemeinde? wurde ich gefragt von mehreren unserer Geschwister. Vielleicht könnte es im Hausfr. beantwortet werden? Christian Welk.

Von mehreren Bestellern des Hausfr. haben wir so unvollkommene Adressen erhalten, daß die Sendungen zurückkommen. Einige Besteller haben sogar vergessen unter ihrer Bestellung ihren Namen zu setzen. Natürlich ist es uns nicht möglich solche Best. auszufüllen. Einige bestellen für Andere und sagen: „schicken Sie auf ihre alte Adressen." Nun treffen oft gleichartige Namen, und wir wissen nicht an wen zu schicken. Für **jede** Bestellung und **jeden** Namen bitte eine vollständige Adresse **jedes** Mal anzugeben. Das suchen unter tausenden von Adressen raubt viel Zeit und verzögert die Absendung.

Die Expedition.

Für russische Mission: von Br. Joh. Mich. Buchholz 25. —; Br. Joh. Phil. Maier 10. —; Br. Sam. Fredrich 24.75.

Freundlich dankt J. J. Pritzkau, Kassierer.

☛ **Bekanntmachung.** Es haben bis jetzt noch nicht alle Sonntagsschulen der Süd-Russischen Vereinigung die Fragebogen vom Jahre 1906 dem Unterzeichneten eingesandt. Was ist die Ursache? Liebe Brüder Kreispfleger, gedenkt eurer Pflicht! Wir wollen doch eine Statistik zusammenstellen, die auch wahrheitsgetreu sei. Hat vielleicht welche Sonntagschule keine Fragebogen erhalten, so bitte sich zu melden. Meine Adresse jetzt:

гор. Елисаветградъ, кол. Старый-Данцигъ Ив. Ив Прицкау.

J. J. Pritzkau.

Redakteur und Herausgeber: **Woldemar Baron Üxküll.**

Gedruckt in der Buchdruckerei J. A. Frey & Co., Riga, große König-Straße Nr. 28.